

Gadi Algazi

## Eine gelernte Lebensweise:

### Figurationen des Gelehrtenlebens zwischen Mittelalter und Früher Neuzeit\*

**Summary:** *A Learned Way of Life: Figurations of Scholarly Life between the Middle Ages and the Early Modern Period.* – With the erosion of professors' obligatory celibacy in northwestern European universities of the high Middle Ages, scholars found themselves facing the task of redefining their mode of life and establishing a new type of families, combining social reproduction and the transmission of academic knowledge, and adopting daily habits and dispositions which would allow them to lead the life of the mind within crowded family households without the collective discipline and material infrastructure provided by communal institutions, such as colleges. Building on the author's earlier work, the paper sketches a synthetic view of the major elements of the scholars' emerging way of life, arguing that this transformation provides a unique opportunity for studying how a way of life takes shape, being explicitly discussed and experimented with. Shaping a rational, or rather systematically rationalized way of life, it is argued, is a major contribution of the scientific tradition to making modern cultures.

**Keywords:** celibacy, culture, everyday, gender, habitus, scholarly family, scholars' life; Middle Ages, 16<sup>th</sup> century.

**Schlüsselwörter:** Alltag, Gelehrtenfamilie, Gelehrtenleben, Geschlecht, Habitus, Kultur, Zölibat; MA, XVI Jh.

#### 1.

Der Beitrag der Wissenschaften zur Formierung moderner Kulturen ist auf unterschiedliche Art und Weise aufgefaßt worden. Zwei Hauptaspekte sind dabei wiederholt angesprochen worden: Man denkt zunächst an spezifische Einsichten und Theorien, gelegentlich an die damit zusammenhängenden Technologien. Demnach sind es zunächst die Produkte der Wissenschaften, was sie hervorbringen, welche eine Schlüsselrolle bei der Konstituierung der modernen Welten gespielt haben. Ein anderer Ansatz lenkt das Augenmerk von dem, was Wissenschaft produziert, auf

---

\* Leicht überarbeitete Fassung des Vortrags auf dem XLIII. Symposium der Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte, gemeinsam mit der 89. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik unter dem Generalthema „Kultur der Wissenschaften – Wissenschaften in der Kultur“ veranstaltet in Braunschweig, 28.09.–01.10.2006. – Für wichtige Anregungen möchte ich den Teilnehmern herzlich danken. Der Aufsatz stellt in Kurzform Teilergebnisse eines Forschungsprojekts vor, das in einem Buch münden soll; Endnotenverweise sind deshalb auf das allernotwendigste beschränkt worden.

Produktionsweisen von Wissen, Denkfiguren und Deutungsweisen, kognitive Gewohnheiten und Wissensformen. Aus dieser Sicht fragt man beispielsweise nach der Einbürgerung des Experiments oder der Rezeption des methodischen Zweifels. Wie oft in den historischen Wissenschaften, wird dabei die Beziehung von Wissenschaft als offenes Teilsystem und Kultur im umfassenden Sinne wechselseitig gedacht: Es geht sowohl darum, was etwa die Physik des 17. Jahrhunderts den theologischen und politischen Konflikten der Zeit schuldet – als auch umgekehrt um die Frage, wie Denkgewohnheiten und Deutungsweisen, die im Sandkasten der Gelehrten ausgefeilt wurden – etwa das Operieren mit kontrafaktischen Modellen oder das Rechnen mit Wahrscheinlichkeiten – in weiteren Kreisen angeeignet worden sind.

Im Folgenden möchte ich einen weiteren, bisher oft übersehenen Aspekt zur Diskussion stellen: die Entwicklung einer spezifischen Lebensweise für Gelehrte in der Frühen Neuzeit. Zwischen dem 15. und 17. Jahrhundert entwickelten Gelehrte eine spezifische Lebensform, welche – obwohl sie den Zeitgenossen zunächst seltsam anmutete –, den Anspruch erhob, rational zu sein. Darüber hinaus wurden Elemente dieser Lebensweise allmählich von weiteren Gruppen aufgegriffen und angeeignet, obwohl sie zunächst das Distinktionsmerkmal der Gelehrten gewesen war und diese von gewöhnlichen Menschen abhob. Sie mögen uns deshalb zum Teil bekannt vorkommen, ja, fast modern erscheinen.

## 2.

Nordwesteuropa des 15. und 16. Jahrhunderts, besonders die deutschsprachigen Teile, mit deren Geschichte ich etwas besser vertraut bin, stellt ein gutes Untersuchungsfeld für die Frage dar, wie eine partikuläre Lebensweise Form annimmt, weil wir es hier mit einer wichtigen Zäsur in der Geschichte der Organisation des Gelehrtenlebens zu tun haben: von der hochmittelalterlichen Zölibatspflicht der Gelehrten zur Familiengründung, von Kollegien, Bursen und gemeinschaftlichen Haushaltsformen, die alle monastische Prototypen hatten, hin zum Leben einer neuer Art in Familienhaushalten<sup>1</sup>.

Seit der Institutionalisierung der Universitäten waren ihre Mitglieder in Nordeuropa verpflichtet, zölibatär zu bleiben. Das Ideal des Zölibats betraf nicht die Universitätsgelehrten allein; es galt als Ausdruck eines gesamten Ethos, der Negation weltlicher Verschränkung und der totalen Hingabe an die Wissenschaft. Doch in den Universitäten war es darüber hinaus in der Regel institutionell verankert. Die Pflicht hatte bekanntlich weniger mit kirchlichen Geboten zu tun; vielmehr hing sie mit dem Gebrauch von Pfründen zur Finanzierung der Posten und mit der Struktur der Karrieren von Gelehrten in Kirche und Hof zusammen. Im Verlaufe des 15. Jahrhunderts läßt sich dann gut beobachten, wie Eheverbote zunehmend aufgehoben wurden. In Wien wurde der „Baccalarius Johannes de Bertholtzdorf“ schon 1397 als erster bezeichnet, „qui duxit uxorem“<sup>2</sup>; in Paris durften Magister der Medizin erst 1452 heiraten, Artisten und Juristen mußten allerdings bis zur zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts darauf warten. Aus unterschiedlichen Gründen, offensichtlich vor allem wegen der Finanzierungsstrukturen der neuen Universitäten, verlief dieser Prozeß in deutschen Schulen des 15. Jahrhunderts besonders zügig. Kollegien und Bursen verloren an Bedeutung, als Magister Familienhaushalte gründeten; die Integration von Studenten in diese Haushalte wurde allmählich zu einem Hauptweg

sekundärer akademischer Sozialisation und oft auch ein wichtiges Element akademischer Patronageverhältnisse.

Es ist fast überflüssig daran zu erinnern, daß der Prozeß nicht völlig ohne Präzedenz war, doch nicht seine Anfänge stehen im Zentrum meiner Betrachtung. In Südeuropa, so scheint es, hatte die Regel des akademischen Zölibats nie wirklich gegolten. Auch innerhalb der Gelehrtenwelt zeigten sich wichtige Differenzen zwischen unterschiedlichen akademischen Milieus und ihren Traditionen: Ärzte und Juristen, mit der städtischen Elite vielfach verbunden, galten als ‚weltlicher‘ denn ihre Kollegen. Mit ihren privaten Praxen und einer wachsenden Laienkundschaft orientierten sie sich recht früh an weltlichen Sitten und visierten ihre Integration in die Elite an. Doch dieser Wandel erfaßte nun auch weitere Milieus – die Philosophen und im Zuge der Reformation auch Theologen.

Man sollte das Augenmerk nicht auf Universitätsgelehrte allein richten; denn die Universität war nicht der alleinige Ort höherer Studien. Für italienische Humanisten, oft ohne feste institutionelle Verbindungen zur Universität und mit wenig Aussichten auf Kirchenposten, galt die Ehe als selbstverständlicher Bestandteil der Lebensweise der städtischen Elite, ihrer natürlichen Bezugsgruppe. Doch auch die Humanisten konnten eine lange Tradition von Zölibat, Misogynie und Misogamie, in unzähligen Traktaten kodiert und tradiert, nicht ohne weiteres abwerfen. Hofdienst war zudem nur schwer mit Familienleben zu vereinbaren. Ein Unverheirateter bleibt beweglich, wie die Schildkröte trägt er sein Haus immer mit sich, wo immer er hin muß, wie es einem Hofmann auch geziemt, erklärte 1515 der Humanist Conradus Mutianus seinen Zöglingen. Doch verheiratete Gelehrte sind eher an die häusliche Schnecke gespannt, ja unterjocht (*jugati*)<sup>3</sup>. Ein Familienmann wie Thomas More beschrieb seine Lage nicht wesentlich anders: Haushaltssorgen und Heimweh standen seiner vollen Integration in den Hof im Wege<sup>4</sup>. Auch hier waren nicht nur praktische Erwägungen am Werk: genau genommen handelte es sich bei der Ablehnung des Familienlebens um zwei Spielarten derselben Grundeinstellung, welche die volle und exklusive Hingabe – sei es zur Kirche, zum Herrschaftsdienst oder zum Studium – verlangte.

Es wäre ebenfalls irreführend, bei offiziellen Einstellungen zu verbleiben; denn illegitime Kinder und Haushaltsgemeinschaften, Dispens- und Legitimationsgesuche um uneheliche Söhne und ungewöhnliche Erbschaftsregelungen zeugten von der Anziehungskraft der Lebensform der Familie<sup>5</sup>. Die kulturelle Autorität der Gelehrten war jedoch mit der Abweisung der gegenseitigen Pflichten und Aufgaben, die mit Familienleben einhergehen, aufs engste verbunden. In der bekannten Stelle aus Pierre Abelards' *Historia calamitatum* wurden Heloise die seitdem klassisch gewordenen Argumente gegen die Gelehrtenehe in den Mund gelegt: Es sind „das Plärren der Kinder“, der „Singsang der Ammen“ und „die widerliche Unreinlichkeit der Kinder“, die vermögen, den Geist des Gelehrten von der Wissenschaft abzulenken<sup>6</sup>. Weder die Sexualität noch, wohlgemerkt, die Nähe von Frauen als Verkörperung der Versuchung werden hier als Gefährdung für das Leben des Geistes hingestellt. Abgelehnt wird vielmehr ein ganzes Beziehungsgeflecht, dem der Geist sich schwer entziehen kann. Kinder zu haben – für deren unaufschiebbaren Bedürfnisse zu sorgen, einen gemeinsamen Raum mit ihnen zu teilen – sei mit völliger Hingabe zum Studium absolut unvereinbar. Nun also sollte das Unmögliche organisiert werden.

(1) Nach der hergebrachten Tradition unterschieden sich Gelehrte von gewöhnlichen Menschen vor allem durch ihre Lebensführung, welche besonderen Formen der institutionalisierten Kontrolle unterlag. Die Ehelosigkeit war ein zentrales, besonders sichtbares Element davon. Wenn ihre Lebensweise sich derjenigen von anderen angleicht, wenn sie ihre Hingabe zum Geistesleben nicht mehr durch die Ablehnung der direkten Verstrickung ins Familienleben zum Ausdruck bringen – wie sollten sie ihre kulturelle Autorität wahren? Wie können Gelehrte in der Welt leben, und dabei „nicht von dieser Welt“ bleiben?

(2) Nicht nur um Ansehen und Repräsentation ging es, sondern um praktische Fragen der Organisation des Alltags, und daher um die Entwicklung sozialer Dispositionen und Beziehungsstrukturen. Wie werden Gelehrte ohne Mauern und Gemeinschaftsdisziplin den Versuchungen der Welt, der Zerstreung und den Sorgen widerstehen, um sich höheren Aufgaben widmen zu können? Wie werden sie ihren Alltag ohne die regulären Rhythmen und bewährten Routinen der kommunalen Institutionen bewältigen? Die Wiederholung und Variierung der antiken Topoi von *otium* und *solitudo* konnten ihre Verwirklichung in den städtischen Familienhaushalten des späten Mittelalters nicht garantieren. Erforderlich war deshalb eine Arbeit an den eigenen Dispositionen, die Aneignung täglicher Gewohnheiten und die Einverleibung von Disziplin, von *industria* und *delectatio sapientiae* – die Herausbildung eines spezifischen Habitus. Ebendiese Frage wurde unter Gelehrten von Petrarca bis Johannes Kepler intensiv diskutiert.

(3) Dieser Habitus sollte zwar vom einzelnen Gelehrten verkörpert werden, erforderte aber die Mitwirkung anderer. Welche Beziehungskonstellation wird diese Rolle übernehmen? Und welche Frauen würden mit der täglichen Reproduktion dieses Gelehrten-daseins und der langfristigen Reproduktion dieser Familien betraut? Familien, welche die soziale Reproduktion mit der Tradierung höheren Wissens kombinieren, waren in jüdischen und muslimischen Gemeinden längst bekannt; für die christlichen Gemeinden Nordeuropas im späten Mittelalter stellten sie ein Novum dar. In den Quellen stößt man zuweilen auf Zweifel, ob Familien überhaupt in der Lage sind, das zu leisten<sup>7</sup>. Thomas Morus und Erasmus, Guillaume Budé und Ulrich Zasius, Ulrich von Hutten und Euricius Cordus, Eobanus Hessus, Martin Luther und Philipp Melanchthon: Die Debatte über die *forma vitae* der Gelehrten, über Familiengründung und die neuen Schwierigkeiten ihrer Organisation sind ein zentrales Thema der Humanisten.

Antike Modelle vom *otium* des Gelehrten waren von begrenzter Relevanz, da sie in eine grundverschiedene Gesellschaftsformation eingebettet waren. Oikos, Rente und Sklavenarbeit waren für Gelehrte in der spätmittelalterlichen Stadt ein ferner Traum. Man konnte, wie etwa Erasmus, von einer fetten Pfründe oder einem Stipendium ohne Verpflichtungen nur träumen. Monastische Traditionen der Selbststeuerung und Disziplin waren viel relevanter, aber nicht leicht in einen Familienhaushalt zu verpflanzen. Man konnte auch die neuen Ambiguitäten ganz vermeiden und die alten Strukturen neu beleben, wie es in Oxford und Cambridge in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts tatsächlich geschah: Der zum Teil bereits vollzogene Wandel zur Familiengründung wurde aufgehalten und das Zölibat neu instauriert bis zu den Reformen des 19. Jahrhunderts<sup>8</sup>. Kontinentale Gelehrte allerdings mußten sich der neuen Herausforderung stellen. Ihre Antwort bestand darin, eine Lebensweise neu zu formen.

## 3.

Aus Zeitgründen muß ich den Entstehungsprozeß der neuen Modelle – vielleicht den interessantesten Aspekt des Ganzen – stillschweigend übergehen; auch zu den Gründen dieses Wandels werde ich mich nicht äußern, um mich auf das schon herauskristallisierte Modell zu konzentrieren. Aus den Debatten und Experimenten des 15. und 16. Jahrhunderts hat sich in Nordwesteuropa – England ausgenommen – eine spezifische Lebensweise herausgebildet, gegründet auf eine soziale Figuration – die Gelehrtenfamilie, welche in vielerlei Hinsicht bis weit in die Zeit der großen Transformationen des akademischen Lebens im 19. Jahrhundert überlebt hat. Hier kann sie nur grob skizziert werden; ich stütze mich dabei auf Einzeluntersuchungen zu Lebensweg und Familienkonstellationen von Humanisten, vor allem des deutschsprachigen Raums, die ich in den letzten Jahren unternommen habe, kann allerdings den Reichtum der Einzelfälle nicht wiedergeben<sup>9</sup>.

(1) Gelehrtenfamilien beruhten auf einem hohen Grad an akademischer Endogamie<sup>10</sup>; sie band Familien, die miteinander vor allem kulturelles Kapital auszutauschen hatten; denn dies war die Vorbedingung – wenn auch sicherlich nicht ausreichende Garantie – für Zugang zu anderen Ressourcen. Nach einer Periode der Unsicherheit, die den großen Teil des 16. Jahrhunderts umspannt<sup>11</sup>, etablierte sich ein tragfähiges Heiratsmuster: Ihre Frauen suchten Gelehrte unter den Töchtern von Kollegen oder Lehrern, deren relativ bescheidenes Heiratsgut sein Gegenstück in dem Einkommen ihrer gelehrten Männer fand, die von Familiensalären abhingen. Im Gegenzug fanden die kulturellen Kompetenzen der Gelehrtentöchter ihre gebührende Anerkennung bei ihren künftigen Ehemännern; denn die frühe Sozialisation in Gelehrtenhaushalten ermöglichte es den Frauen, an der Reproduktion des Gelehrtenhabitus teilzunehmen<sup>12</sup>. Wenn früher bei der Tradierung gelehrter Dispositionen die Beziehung zwischen zölibatären Onkeln und ihren Neffen von zentraler Bedeutung war – mit all den Schwierigkeiten, die diese Art der sozialen Reproduktion ohne direkte Kontrolle über die primäre Sozialisation mit sich brachte –, so kam nun nicht nur die Vater-Sohn-Beziehung hinzu, sondern auch diejenige zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn, oft überlagert durch das Verhältnis zwischen akademischen Lehrern und ihren Söhnen im Geiste.

(2) Frühe intensive Erziehung gewann eine strategische Rolle in diesen Familien; denn ohne bedeutenden Besitz, der eine unabhängige Existenz sichern und ihren Statusansprüchen genügen konnte, hing ihre soziale Reproduktion ganz entscheidend von den Zugangschancen zu institutionell kontrollierten Ressourcen ab. Die Verlagerung der Aufgabe, künftige Gelehrte zu erziehen, in die Familie hinein, gekoppelt mit der gängigen Vorstellung, daß die Acquierierung der nötigen Dispositionen Gegenantriebe zu überwinden hat, schließlich die kritische Bedeutung dieses Sozialisationsprozesses für die soziale Reproduktion dieser Familien machten die frühe Reglementierung der Kindheit zur Aufgabe. Gerade dadurch haben sie möglicherweise auch die Vorstellung von Kindheit entscheidend geprägt.

(3) Innerhalb der städtischen Gesellschaft konnten spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Gelehrte nicht ohne weiteres die Muße nach antikem Vorbild als ihr Ständesprivileg beanspruchen. Sie bestanden darauf, daß ihre Tätigkeit als Arbeit zu gelten hat, die regulär belohnt werden muß, doch zugleich, daß dies eine besondere Art von Arbeit sei<sup>13</sup>. Doch nicht nur um Ansprüche und Repräsentationen ging es;

denn die Art von Arbeit, welcher sie nachhingen, war tatsächlich mit herkömmlichen Arbeitsformen nicht leicht in Einklang zu bringen. Sie blieb oft unsichtbar und unverständlich, beanspruchte aber gleichzeitig spezielle Anerkennung und Rücksichtnahme. Dabei waren tiefe Betrachtung und in die Leere starren nicht leicht voneinander zu unterscheiden. Gerade diese Form der Arbeit – bekanntermaßen schwierig abzuschätzen oder an ihren Früchten zu beurteilen – hat eine hohe Visibilität dadurch erlangt, daß sie Gelehrte zu regulärem Einkommen berechnete – zum Familiensalar. Diese neue Form der Besoldung – selbstverständlich nicht die einzige Einnahme dieser Familienhaushalte, doch von zentraler Bedeutung im gesamten Bündel von Einkommensquellen – ist nicht bloß eine ökonomische Tatsache; sie hat wichtige soziale und kulturelle Implikationen: Erstens wurden mit ihr die Beziehungen von Arbeit, Einkommen und Lebensweise neu figuriert; denn bei Pfründen war die Beziehung zwischen Einkommen und eigentlicher Tätigkeit der Gelehrten sehr locker, die Einhaltung spezifischer Normen der Lebensführung dagegen unabdingbar. Das Gehalt lockerte diese Verbindung zwischen Lebensform und Einkommen, festigte dagegen die Beziehung zur Arbeit (wenn auch die Frage, was Professoren genau tun, bis heute nicht ganz geklärt worden ist). Zweitens ließ diese Bezahlungsform die Gelehrtenarbeit erkennbar und realer werden, weil sie Einkommen generierte, stellte aber dabei unbezahlte Arbeit – vor allem die Hausarbeit von Frauen – in den Schatten<sup>14</sup>. So entstand eine geschlechtsspezifische häusliche Arbeitsteilung, die ferner untermauert wurde durch die mit der Herabsetzung der niederen Bedürfnisse gegenüber der höheren Berufung der Gelehrsamkeit einhergehenden Geringerschätzung der Hausarbeit.

Ohne kommunale Arbeitsrhythmen, institutionalisierte Versorgungsstrukturen und gemeinschaftliche Disziplin – all das was hochmittelalterliche Institutionen, nach monastischen Prototypen modelliert, den Gelehrten zu sichern schienen – mußten die Scholaren ihre unmittelbare domestische Umgebung und sich selbst neu formen, um die Erosion gemeinschaftlicher Zwänge und die fehlenden institutionellen Stützen auszugleichen:

(4) Dem Tag unterstellten Gelehrte unkonventionelle, künstliche Einteilungen, die sich von den kollektiven Arbeitsrhythmen und üblichen Routinen ihrer Umgebung merklich unterschieden. In Traktaten zur gelehrten Lebensführung wurde empfohlen, wie ein Gelehrter sein Leben während des Tages zu gestalten hat – früh anfangen, um Zeit zu sparen, die Nachtruhe für Arbeit auszunutzen, Pausen nach Plan einzuhalten usw. Für sich selbst nahmen die Gelehrten nach Möglichkeit das Recht in Anspruch, Zeit und Aufmerksamkeit zu rationalisieren – sich beispielsweise den üblichen Anforderungen vormoderner Soziabilität zu entziehen, sich auch die Zeiten auszusuchen, in denen sie zugänglich waren, und im allgemeinen Zeit zu ökonomisieren: Nicht nur gelegentlich den gemeinsamen Mahlzeiten das hastige Essen am Schreibtisch vorzuziehen, sondern sogar Hochzeiten und Begräbnisfeiern fernzubleiben, wie uns der Byzantinist Hieronymus Wolf mit einer Mischung aus Apologie und Stolz erzählt<sup>15</sup>. Zu den unüblichen Einteilungen der Zeit kam die Teilung des domestischen Raums hinzu: Mitten im Chaos des Familienhaushalts schufen sie sich ihren eigenen Platz – ein privater, abgeschirmter Raum, der am Anfang sogar noch keinen Namen hatte: ein *cubiculum*, *museum* oder *studiolo*, später auch *studiorum*. Darin waren sie sicherlich nicht immer allein, wie sie auf ihren sorgfältig stili-

sierten Porträts zu erscheinen pfligten; wichtiger war, daß der Zugang zu diesem Raum kontrolliert wurde<sup>16</sup>.

(5) Der systematischen Rationalisierung unterlagen auch andere Elemente des Gelehrtenalltags – von Essen und Diät bis hin zur Arbeit und Freizeit, ihr Verhältnis zum eigenen Körper wie die Regulierung ihrer Aufmerksamkeit<sup>17</sup>. Die andere Seite der bemerkenswerten selbst auferlegten Arbeitsdisziplin war die scharfe Unterscheidung von Arbeit und Freizeit, die nunmehr genauso wie die Arbeit unter rationalem Gesichtspunkt begriffen wurde – als geregelte Erholungszeit. Hier wie anderswo verlangten Gelehrte spezielle Rücksicht und besondere Aufmerksamkeit; ein ganzes Beziehungsgefüge stand unter dem Vorzeichen der Pflege ihres fragilen Selbst. Von der aristokratischen *souci de soi*, der Selbstliebe, unterschied sich aber die gelehrte Variante gerade dadurch, daß sie den Anspruch erhob, rational zu sein – in der Arbeitsökonomie und den speziellen Bedürfnissen gelehrter Lebensführung begründet – auch wenn oft nicht zu übersehen war, daß es um die Rationalisierung (im Freud-schen Sinne) von tiefer liegenden Bedürfnissen und abgeleugnetem Begehren ging. Wenn ein Hieronymus Wolf nach dem besten Rotwein verlangte, so ging es selbstverständlich nur um die Erhaltung seiner gefährdeten Gesundheit; dafür konnte er auch gelehrte Autoritäten zitieren<sup>18</sup>. Wenn Traktate zur Lebensführung der Gelehrten, *ratio studiorum*, das Spazierengehen empfahlen, so ging es nicht um gewöhnlichen Spaß, sondern um die durch angestrengte Geistesarbeit nun erforderliche, regelmäßig zu beachtende Erholung. Wenn Gelehrte Vorreiter der uns geläufigen Elemente des rationalisierten Alltags waren, so handelt es sich dabei um Rationalisierung in ihrem vollen, gelegentlich ironischen Sinne.

(6) Durch aufmerksame Lektüre alter Texte und wiederholte Experimente an sich selbst eigneten sich Gelehrte außerordentliche Dispositionen an. Sie lernten Techniken der Selbstkontrolle, der Konzentration und des Managements von Emotionen, die es ihnen erlauben sollten, entrückt unter Menschen zu sein, gelehrte Vergeßlichkeit zu praktizieren, Distanz zu ihrer intimen Umgebung zu bewahren – mit anderen Worten, sich durch unsichtbare Mauern abzuschirmen, die den Platz der von formalen Institutionen und organisierten Gemeinschaften aufrechterhaltenen äußeren Mauern und Regelwerken einnehmen sollten. Manche dieser Techniken der Konzentration und des Entrücktseins waren antiker Herkunft, andere wurden von mittelalterlichen Mönchen und Mystikern weiter entwickelt<sup>19</sup>. Nun verbreiteten sie sich und durchliefen dabei einen Prozeß der Routinisierung und Banalisierung – von der scholastischen *alienatio*, der ‚Abstraktion‘ eines Heiligen Bernhards oder dem „süßen Selbstvergessen“ eines Meisters Eckharts zu professoraler Vergeßlichkeit und sprichwörtlicher Geistesabwesenheit. Sie dürfen jedoch nicht allein als Bestandteil eines gepflegten Selbstbilds des Gelehrten angesehen werden, sondern zugleich als eingefleischte soziale Strategien, welche die Beziehungen von Gelehrten zu ihrer Umwelt prägten.

(7) Althergebrachte Oppositionen – ganz besonders zwischen Geist und Materie, Körper und Verstand, Mann und Frau<sup>20</sup> – erlangten eine neue Bedeutung und Relevanz in diesen Familienhaushalten, welche durch eine Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern strukturiert waren. Sie konkretisierten sich – anders als in mittelalterlichen Klöstern und Universitäten<sup>21</sup> – als eine täglich und intim erlebte Spannung zwischen Arbeitszimmer und Küche, männlichen Gelehrten und ihren Hausfrauen. Wichtig war dabei gerade die Kombination von gegenseitiger Interdependenz und

symbolischer Separation, von Verbindung und Trennung im Rahmen familiärer Figurationen. Diese Polarisierung hat sowohl die sozialen Zugangschancen zu höherem Wissen als auch seine geschlechtsspezifische Kodierung (*gendering*) tief geprägt. Durch ihre Verschränkung mit Strukturen häuslicher Arbeitsteilung wurde nun Wissenschaft auf eine andere Weise ‚männlich‘ als zuvor<sup>22</sup>. Dies zeigen gerade seltene Grenzfälle, beispielsweise der Haushalt einer gelehrten Frau wie Christine de Pizan im ersten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts. Der Mutter von Christine kam eben die Rolle zu, für die von ihrer Tochter verleugneten, bei der Lektüre im Arbeitszimmer fast vergessenen materiellen Bedürfnisse zu sorgen, als sie ihre in Gedanken versunkene Tochter unterbrach, um sie ans Abendessen zu erinnern. Auch in dieser Hinsicht nahm Christine mit ihrer *conversio* zur gelehrten Person, wie sie in ihren autobiographischen Fragmenten sagt, ein anderes Geschlecht an, sie ist ‚Mann‘ geworden<sup>23</sup>.

(8) In der Regel gaben Gelehrte das Zölibat als permanente Kondition auf – ob schon es sich in manchen Milieus noch lange erhalten hat<sup>24</sup>. Gleichzeitig behielten sie das Zölibat, modifiziert und gelegentlich idealisiert, auf zwei Arten: Erstens als eine verlängerte Phase in ihrem Lebenszyklus, verkörpert in ihren Studententagen, wie es allgemein das sogenannte europäische Heiratsmuster und insbesondere die soziale Struktur akademischer Lebensläufe erforderten; zweitens als einen idealisierten Zustand, an dem die alltäglichen Realitäten des Ehelebens gemessen werden konnten. Auf diese Weise konnte der alte ehefeindliche Diskurs der mittelalterlichen Schulen gerade bei verheirateten Gelehrten neue Relevanz finden: mit seiner Hilfe konnten sie die neue soziale Figuration, in der sie sich nun befanden, uminterpretieren, ihre Interdependenz verleugnen oder banalisieren. Frau und Kind waren demnach nicht unerlässliche Voraussetzung ihrer sozialen Existenz und Reproduktion, sondern Hindernisse zur ersehnten totalen Hingabe an das Studium. Die Kombination altergebrachter misogamer und misogyner Tradition mit der gelebten Erfahrung von gelehrter Arbeit – die hohe Sichtbarkeit und soziale Anerkennung der Geistesarbeit und Unbedeutsamkeit der Arbeit ihrer Frauen, die mit den niederen, asketisch abqualifizierten materiellen Bedürfnissen der Gelehrten assoziiert waren – all dies ermöglichte es den Gelehrten, ihre intime Abhängigkeit von dem Beziehungsgeflecht, das sie stützte, zu ignorieren, um ein in Ehren gehaltenes Ideal der Selbstgenügsamkeit und Autonomie aufrechtzuerhalten. So konnten sie sich auch unter gewandelten Bedingungen als autonome Subjekte von Wissen begreifen.

(9) *Homo clausus* in einem gemeinsam geteilten Raum zu sein, ein außerweltliches Selbstbild innerhalb bedrängter Familienhaushalte zu bewahren, entrückt unter Menschen zu bleiben – die neue gelehrte *forma vitae* war von inneren Widersprüchen geprägt und produzierte ständig neue Ambivalenzen, und das nicht zuletzt deshalb, weil die Arbeit, die früher von Institutionen und organisierten Gemeinschaften vollbracht worden war, nun den Mitgliedern der Gelehrtenfamilien und dem Gelehrten selbst zukam, seinem Körper – seinem angelernten Gelehrtenhabitus. Diese Persona wog schwer; sie aufrecht zu halten war keine Leichtigkeit. Es nimmt daher nicht Wunder, daß die täglichen Gewohnheiten der Gelehrten beliebter Stoff für Folklore und Satire geworden sind. Spott und Ehrfurcht waren dabei jedoch eng miteinander verflochten. Die Persona des Gelehrten war ein doppelseitiges Schild, ein intermediäres Objekt zwischen den Gelehrten und ihrer Umwelt. Sie sicherte Schutz – um den Preis der Merkwürdigkeit und Sonderbarkeit. Das 15. und 16. Jahr-

hundert liefern einen Schatz von Karikaturen und Anekdoten über Gelehrte, die von der Etablierung ihrer neuen Rolle zeugen<sup>25</sup>. Ignoranz der sozialen Konventionen und fast gepflegte Unbeholfenheit waren der Preis, der für das Außerkraftsetzen sozialer Verpflichtungen zu bezahlen war. Vergesslichkeit etwa konnte demnach als ein Schutzschild fungieren, der hohe Konzentration ermöglicht – oder eben ihr Scheitern maskiert. Das kodifizierte Image der Gelehrten war weder lediglich Pflichtmaske noch eine Norm, die buchstäblich verwirklicht werden mußte. Es war zugleich eine ausschöpfbare Ressource – sowohl bei der Verhandlung der Beziehungen mit der Umwelt als auch bei der Formierung der eigenen Dispositionen.

Damit wird nicht behauptet, daß alle Gelehrten sich diese Lebensweise zu eigen machten, oder daß dieser Habitus statistisch der großen Mehrheit von ihnen gemeinsam war. Es war vielmehr das, was Gelehrte von anderen unterschied, das distinktive, nicht unbedingt das häufigste. Nicht alle Gelehrten tendieren zur Vergesslichkeit; aber Gelehrte machten Zerstretheit zu ihrem Standesprivileg. Wer gelehrt zu erscheinen suchte, mußte sich Elemente dieser Lebensführung zu eigen machen<sup>26</sup>.

#### 4.

Was hat all dies mit Kultur zu tun? Ich gehe von einem spezifischen Verständnis von Kultur aus, das sie nicht in Texten und Symbolen ausgeschöpft sieht; Kultur wird demnach als ein heterogenes System von Repertoires aufgefaßt, die Optionen – (nicht nur sprachlich vermittelte) Modelle, ‚scripts‘, ‚templates‘ und fertige Elemente – für das Handeln sozialer Akteure bereithalten. Sie wird nicht auf die Vermittlung symbolischer Bedeutungen reduziert, sondern in erster Linie als ‚Werkzeugkiste‘ verstanden, die durch ihren Gebrauch wiederum umgeformt wird. Eine mögliche Kurzformel würde demnach lauten: Kultur ist *how to do what*. Sie ist sozialen Praktiken nicht entgegengesetzt, sondern für sie unabdingbar<sup>27</sup>.

Lebensweisen sind unter den wichtigsten Modellen, die Kulturen uns zur Verfügung stellen, doch historische Rekonstruktionen ihrer Emergenz sind kaum zu finden. Solche komplexen Modelle – wen zu heiraten und wann aufzustehen, was getragen werden soll und welche Art von Soziabilität gepflegt wird – sind weder ein einfacher Reflex auf gegebene strukturelle Zwänge, noch bilden sie sich direkt aus ökonomischen Sachlagen heraus. Lebensweisen werden oft mühsam elaboriert, erprobt und modifiziert, bevor sie feste Form annehmen. Wenn sie Form annehmen, können sie ein langes und zähes Leben führen, und sei es nur deshalb, weil sie da sind, als vorgefertigte Optionen zur Lebensführung. Verbunden mit Vorstellungen von Ehrbarkeit und Richtigkeit, werden sie zuweilen auch dann eingehalten, wenn sie aus rein ökonomischen oder scheinbar praktischen Gesichtspunkten fast unerreichbar erscheinen. Die kleinen Landpfarrer in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, die ihre Familie kaum ernähren konnten und dennoch darauf bestanden, ein Studierstüblein zu haben, sind dafür ein gutes Beispiel. Als Gelehrte brauchten sie ein Studierzimmer. Sie beklagten sich wiederholt bei den Intendanten, und ihre Gemeinden versprachen feierlich, für sie ein Studierstüblein einzurichten – und sei es in der Scheune.

Wenn Lebensweisen nicht von allein entstehen, unter dem Druck sozialer Zwänge nicht frei erfunden werden, fragt sich, wie sie dann zustande kommen. Ihre Elaborierung erfordert Arbeit – eine kulturelle Arbeit in strengem Sinne: die Arbeit am Re-

pertoire der Optionen, Modelle zu definieren und auszufeilen, sie aus gegebenen Traditionen heraus zu destillieren, an gewandelte Verhältnisse zu adaptieren und mit den Modellen zu experimentieren. Diese Arbeit läßt sich nicht oft, und nicht in jedem beliebigen sozialen Kontext machen. Kulturen wandeln sich zwar unaufhörlich, im ständigen Aneignungsprozeß der vorhandenen Modelle liegt ihre Dynamik – doch es gibt zugleich besondere Momente und Kontexte, in denen diese Arbeit von *culture building*, der Kulturbildung, besonders intensiv und mit nachhaltigen Folgen betrieben werden kann.

Die klassische Soziologie hat auf zwei solche ‚Brutstätten‘ hingewiesen. Max Weber stellte die monastische Tradition als den Ort vor, an dem sowohl das Ethos als auch die Kompetenz zur peniblen Reglementierung des Lebens und zur Entwicklung spezifischer Formen der innerweltlichen Askese vorhanden waren. Neben der Askese stellte Norbert Elias den Hof als sozialen Ort der Elaborierung kultureller Modelle dar – von Benimmregeln über Interaktionsformen bis hin zu komplexen Beziehungsmodellen zwischen Männern und Frauen. In beiden Fällen funktionierten relativ kleine, exklusive Domänen des sozialen Lebens mit ihren spezifischen Traditionen als „Prägestock“ der Kultur, wie Elias das ausdrückt. Ich würde lieber von kulturellen Laboratorien sprechen.

Die gelehrte Tradition, so möchte ich vorschlagen, soll als dritter Ort dieser kulturellen Arbeit angesehen werden. Neben religiöser Askese und höfischer Repräsentation gilt es, diese dritte Tradition der gelehrten Rationalisierung des Alltags in den Blick zu nehmen. Es handelt sich in diesem Fall zwar nicht um eine Familie von Institutionen – wie im Fall der monastischen Gemeinden – oder um eine exklusive Figuration, wie der Hof, sondern um eine lange Tradition, deren Anfänge in der antiken Diätetik und in Anekdoten über Philosophen und ihre besonderen Lebensgewohnheiten zu suchen sind<sup>28</sup>. Dennoch gibt es Umbruchzeiten und Schlüsselmomente in ihrer Geschichte, die eine intensive Arbeit an der Umformung und Neudefinition dieser Lebensweise nötig machten. Der Fall der Gelehrten in spätem Mittelalter und früher Neuzeit, würde ich argumentieren, stellt eben eine solche Umbruchzeit dar. Wegen der gewandelten Umstände waren Gelehrte disponiert, über Lebensformen zu diskutieren und damit zu experimentieren; aufgrund ihrer kulturellen Kompetenz und sozialen Lage waren sie darüber hinaus in der Lage, diesen Fragen nachzugehen, alte Techniken und neue institutionelle Mittel zu verwenden; schließlich ist dieser Fall gut dokumentiert, nicht nur weil sie sich selbst so wichtig nahmen, sondern auch weil sie Zugang zu stabilen, dokumentierenden und archivierenden Institutionen hatten. Daraus ergibt sich für uns eine äußerst seltene Gelegenheit, den Prozeß der Herausbildung einer Lebensweise zu rekonstruieren.

- 1 Im folgenden wird das Problem lediglich skizziert; Näheres siehe Gadi Algazi: Scholars in Households: Refiguring the Learned Habitus, 1480–1550. *Science in Context* 16 (2003), 9–42.
- 2 Rudolf Kink: Geschichte der kaiserlichen Universität zu Wien. Wien 1854 (Nachdruck Frankfurt am Main 1969), Bd I / 1, S. 133.
- 3 Karl Gillert: Der Briefwechsel des Conradus Mutianus. (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen, Bd 18) Halle 1890, Bd 2, S. 158 [Nr. 497].
- 4 Thomas More (a): Utopia. In: Edward Surtz, S.J. / J. H. Hexter (Hrsgg): The Complete Works of St. Thomas More. Bd 4, New Haven/London 1965, S. 38–40; Th. More (b): Brief an Erasmus, circa 7.2.1516. In: James K. McConica (Hrsg): The Collected Works of Erasmus. Toronto 1976, Bd 3, S. 234 [Nr. 388]; Erasmus von Rotterdam: Brief an Ulrich von Hutten, 23.7.1519. In: The Correspondence of Erasmus. Toronto 1987, Bd 7, S. 15–25 [Nr. 999].
- 5 Vgl. Ludwig Schmugge: Kirche, Kinder, Karrieren. Päpstliche Dispense von der unehelichen Geburt im Spätmittelalter. Zürich 1995; siehe besonders Gabriela Signori: Wann ein fruntschaft die andere bringt. Kleriker und ihre Mägde in spätmittelalterlichen Testamenten 13.–15. Jahrhundert. In: Eva Labouvie (Hrsg): Ungleiche Paare. Zur Kulturgeschichte menschlicher Beziehungen. München 1997, S. 11–32.
- 6 Pierre Abélard: Historia calamitatum. Hrsg. von Jacques Monfrin. Paris 1978, S. 76, Z. 467–482; erneut analysiert in Gadi Algazi: Abelard, Heloise, and Astrolabe: A Note on Babies' Cries and Scholars' Peace of Mind. In: Miriam Eliav-Feldon / Yitzhak Hen (Hrsgg): Women, Children and the Elderly: Essays in Honour of Shulamit Shahar. Jerusalem 2001, S. 85–98 [Hebräisch].
- 7 Siehe etwa Konrad Pellikan, Brief an Bonifatius Ammerbach, 28.5.1542. In: Alfred Hartmann / Beat Rudolf Jenny (Hrsgg): Die Amerbachkorrespondenz. Basel 1942–1995; hier Bd 5, S. 369–370 [Nr. 2483].
- 8 Christopher N. L. Brooke: A History of the University of Cambridge. Bd 4: 1870–1990. Cambridge 1993, S. 8–11, 31.
- 9 Einzelnachweise bei Gadi Algazi (a): ‚Sich selbst Vergessen‘ im späten Mittelalter. Denkfiguren und soziale Konfigurationen. In: Otto Gerhard Oexle (Hrsg): Memoria als Kultur. (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd 121) Göttingen 1995, S. 387–427; derselbe (wie Anm. 6); derselbe (b): Gelehrte Zerstreuung und gelernte Vergesslichkeit. Bemerkungen zu ihrer Rolle in der Formierung des Gelehrtenhabitus. In: Peter von Moos (Hrsg): Der Fehltritt. Vergehen und Versehen in der Vormoderne. Köln usw. 2001, S. 235–250; derselbe (c): Food for Thought: Hieronymus Wolf grapples with the scholarly habitus. In: Rudolf Dekker (Hrsg): Egodocuments in History: Autobiographical Writing in its Social Context since the Middle Ages. Hilversum 2002, S. 21–44; derselbe (wie Anm. 1); derselbe (d): ‚For this boy I prayed‘: Konrad Pellikan and the Making of Scholarly Families in Northern Europe. *Historia* 14 (2004), 7–48 [Hebräisch]; derselbe (e): Geistesabwesenheit. Gelehrte zuhause um 1500. *Historische Anthropologie* 13 (2005), 325–342; derselbe (f): Dogs, Scholars, and other Animals. In: Benjamin Arbel / Joseph Terkel / Sophia Menashe (Hrsgg): Human Beings and Other Animals in Historical Perspective. Jerusalem 2007, S. 293–304 (hebräisch).
- 10 Hermann Niebuhr: Zur Sozialgeschichte der Marburger Professoren 1653–1806. (Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte, Bd 44) Darmstadt/Marburg 1983.
- 11 G. Algazi (wie Anm. 1), 16–25.
- 12 Zur strategischen Rolle solcher Formen der Endogamie siehe David Warren Sabeian: Kinship in Neckarhausen, 1700–1870. Cambridge 1998.
- 13 Siehe insbesondere Laetitia Boehm: Libertas Scholastica und Negotium Scholare – Entstehung und Sozialprestige des akademischen Standes im Mittelalter. In: Helmut Rössler / Günther Franz (Hrsgg.): Universität und Gelehrtenstand 1400–1800. Büdinger Vorträge 1966. Limburg 1970, S. 15–62.
- 14 Aus dieser Perspektive stellt der „invisible technician“ ein Beispiel eines allgemeineren Phänomens dar; siehe Steven Shapin: The Invisible Technician. *American Scientist* 77 (1989), 554–563. Über eine spätere Zeit siehe Monika Mommertz: Schattenökonomie der Wissenschaft: Geschlechterordnung und Arbeitssysteme in der Astronomie der Berliner Akademie der Wissenschaften im 18. Jahrhundert. In: Theresa Wobbe (Hrsg): Frauen in Akademie und Wissenschaft: Arbeitsorte und Forschungspraktiken 1700–2000. Berlin 2002, S. 31–63.
- 15 Hieronymus Wolf: Commentariolus de vita sua. In: Wolfgang Zäh: Die Autobiographie des Hieronymus Wolf. Donauwörth 1998, S. 53.
- 16 Zur Entstehung und Verbreitung des Studierzimmers siehe Wolfgang Liebenwein: Studiolo. Die Entstehung eines Raumtyps und seine Entwicklung bis um 1600. Berlin 1977; Marcin Fabianski: Musaea in Written Sources of the Fifteenth to Eighteenth Centuries. *Opuscula Musealia* 4 (1990), 7–40; Eva-

- Maria Hanebutt-Benz: Die Kunst des Lesens. Lesemöbel und Leseverhalten vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Frankfurt am Main 1985; Dora Thornton: The Scholar in His Study: Ownership and Experience in Renaissance Italy. New Haven / London 1997; Paula Findlen: Masculine Prerogatives: Gender, Space, and Knowledge in the Early Modern Museum. In: Peter Gallison / Emily Thompson (Hrsgg): The Architecture of Science. Cambridge 1999, S. 29–57.
- 17 Heinrich Schipperberges: Diätetik für den ‚homo litteratus‘. Ein historischer Beitrag zur Gesundheit der Gelehrten. In: Konrad F. Springer (Hrsg): Semper attentus. Beiträge für Heinrich Götze zum 8. August 1977. Berlin usw. 1977, S. 308–316; Werner Friedrich Kümmel: Der Homo litteratus und die Kunst, gesund zu leben. Zur Entfaltung eines Zweiges der Diätetik im Humanismus. In: Rudolf Schmitz / Gundolf Keil (Hrsgg): Humanismus und Medizin. Weinheim 1984, S. 67–85.
- 18 H. Wolf (wie Anm. 14), 57–59, 103.
- 19 Vgl. Peter von Moos: Petrarca's Einsamkeiten. In: Aleida Assmann / Jan Assmann (Hrsgg): Einsamkeit. (Archäologie der literarischen Kommunikation, Bd 6) München 2000, S. 213–237.
- 20 Genevieve Lloyd: The Man of Reason: ‚Male‘ and ‚Female‘ in Western Philosophy. London 1984.
- 21 Vgl. Ruth Mazo Karras: From Boys to Men: Formations of Masculinity in Late Medieval Europe. Philadelphia 2003, S. 67–108.
- 22 Karin Hausen / Helga Nowotny (Hrsgg): Wie männlich ist die Wissenschaft? Frankfurt am Main 1986. Zu Frauen in der Wissenschaft der frühen Neuzeit liegt nun umfangreiche Forschungsliteratur vor; siehe unter anderen Londa Schiebinger: The Mind Has No Sex? Women in the Origins of Modern Science. Cambridge, Mass. 1989; Theresa Wobbe (Hrsg): Zwischen Vorderbühne und Hinterbühne: Beiträge zum Wandel der Geschlechterbeziehungen in der Wissenschaft vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Bielefeld 2003; Marianne Heimbach-Steins (Hrsg): Strukturierung von Wissen und die symbolische Ordnung der Geschlechter. Münster 2004.
- 23 Christine de Pizan: La cité des Dames. In: Maureen Curnow: The „Livres de la Cité des Dames“: A Critical Edition. Ph.D. Diss., Vanderbilt University 1975. Bd 2, S. 616 [I.1.1].
- 24 Besonders aufschlußreich ist František Šmahel: Die Karlsuniversität Prag und böhmische Humanistenkarrieren. In: Rainer Christoph Schwinges (Hrsg): Gelehrte im Reich. Berlin 1996, S. 505–513.
- 25 Gunter E. Grimm: Letternkultur. Wissenschaftskritik und antigelehrtes Dichten in Deutschland von der Renaissance bis zum Sturm und Drang. (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd 60) Tübingen 1998.
- 26 Vgl. Adolf Freiherr von Knigge: Über den Umgang mit Menschen [3. Auflage, 1790]. Hrsg. Von Gert Ueding. Frankfurt am Main 1977. I. Teil, Kapitel 3, § 21.
- 27 Vgl. Sidney M. Mintz: Culture: An Anthropological View. *The Yale Review* 71 (1982), 499–512; Gadi Algazi: Kulturkult und die Rekonstruktion von Handlungsrepertoires. *L'homme: Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft* 11 (2000), 105–119.
- 28 Werner Jaeger: Über Ursprung und Kreislauf des philosophischen Lebensideals [1928]. Nachgedruckt in: derselbe: *Scripta minora*, Rom 1960, S. 347–393; Ernst H. Kantorowicz: Die Wiederkehr gelehrter Anachorese im Mittelalter [1937]. Nachgedruckt in: derselbe: *Selected Writings*. New York 1965, S. 339–351.

Anschrift des Verfassers: Prof. Dr. Gadi Algazi, Department of History, Tel Aviv University, 69978 Ramat Aviv, Israel; E-mail: Gadi.Algazi@gmail.com